

# In der Verfassung steht doch schon alles

Juristisches Tischfeuerwerk: Hans Markus Heimann will Konflikte unserer multireligiösen Gesellschaft durch grundrechtliche Güterabwägungen gelöst sehen.

In Deutschland sind religionspolitische Fragen und interreligiöse Konflikte immer auch Fragen des Rechts, mehr als in anderen Staaten. Also fallen sie in die Zuständigkeit der Juristen, besonders der Verfassungsjuristen. Warum das so ist, hat historische Gründe. Im konfessionell gespaltenen Deutschland fiel dem Recht die dauernde Aufgabe zu, als neutrale Instanz die politische Verständigung zwischen den Kirchen und dem Staat zu organisieren. Nach dem Ende des landesherrlichen Kirchenregiments schuf dann die Weimarer Verfassung das Modell einer „hinkenden Trennung“ von Staat und Kirche, das sich bis heute, wie man in zeitloser Technizität zu sagen pflegt, in Geltung befindet.

Zwar sind die Religionsgesellschaften danach vom Staat institutionell getrennt, doch dürfen sie mit ihm in vielfacher Hinsicht zusammenwirken: im Religionsunterricht, in den Theologischen Fakultäten oder bei der Erhebung von Kirchensteuern. Konflikthanfällig sind beide Bereiche, die religiöse Autonomie wie die gemeinsamen Angelegenheiten. Hier wird darum gestritten, inwiefern der Staat die bekennungsgebundenen Lehrinhalte des Religionsunterrichts überweisen darf, dort darum, ob etwa das kirchliche Arbeitsrecht die sittliche Lebensführung sanktionieren kann.

Dieser vom Grundgesetz übernommene Verfassungskompromiss ist, und das macht ihn aus, durch einen doppelten Ursprung beglaubigt. Nach dem Ersten Weltkrieg waren die Kirchen in der Defensive, nach dem Zweiten gaben sie eine Zeitlang politisch den Ton an. Schon deshalb taugt aber das Bild eines intakten Volkstums nicht als historische Folie zum Verständnis des deutschen Staatskirchenrechts. Nicht nur in dieser Hinsicht fehlt es dem Buch von Hans Markus Heimann, das ohne eine einzige prägnante These auskommt, an Unterscheidungsvermögen. Seine pauschale Entgegensetzung der neuen religiösen Kräfte einerseits und der christlichen Großkirchen andererseits erklärt bei näherer Betrachtung reichlich wenig. Denn gerade in ihrem Verhältnis zum Staat unterscheiden die Konfessionen sich ja erst seit neuestem nicht mehr fundamental voneinander.

Niemand bestreitet, dass die massiven religionssoziologischen Verschiebungen der letzten Jahrzehnte das überkommene deutsche Religionsverfassungsrecht vor neue Herausforderungen stellen. Dass aber dessen Regeln in dieser neuen Lage ihre Berechtigung schon deshalb verlieren, weil sie für eine andere Lage gedacht waren, ist ein Kurzschluss. Warum sollte ein überkommenes Normengefüge nicht einer neuen Begründung und Aufgabe fähig sein? Das zeigt sich gerade bei der Bewältigung der vielen gegenwärtigen

Konfliktfelder. Dürfen islamische Glaubensgemeinschaften an staatlichen Schulen Religionsunterricht erteilen? Kann islamische Theologie an Universitäten gelehrt werden? Muss die religiös motivierte Beschneidung gesetzlich erlaubt, darf sie bestraft werden? Ist der Tatbestand der Religionsbeschimpfung verfassungsrechtlich gerechtfertigt?

Was Heimann als Lösung solcher und anderer Streitfragen einer multireligiösen Gesellschaft anbietet, ist weniger eine sorgfältige Abschtichtung der Probleme als eine Phantasie verfassungsjuristischer Vernunft, der zufolge jeder Konflikt durch eine umfassende grundrechtliche Güterabwägung angemessen zu lösen ist. Alle Belange und Interessen genießen irgendwie Grundrechtsschutz, und es kommt nur noch darauf an, sie richtig gegeneinander zu gewichten. Nichts bedarf der Überlegung, nichts der demokratischen Gestaltung, alles scheint verfassungsrechtlich ermittelbar.

Das ist es aber nicht, wie das Kapitel über den Religions- und Ethikunterricht zeigt. Gerade auf diesem Feld erproben die Länder ja seit Jahren die vielfältigen Handlungsoptionen, die das geltende Recht bietet. Ausgang offen. Doch mit den konkurrierenden Modellen und ihren Vor- und Nachteilen hält sich Heimann nicht lange auf, sondern zündet stattdessen juristisches Tischfeuerwerk in Form seitenlanger abstrakter Erwägungen über widerstreitende Verfassungsprinzipien, um etwa zu beweisen, dass im Ethikunterricht nur die „kritische Reflexion von Moralsystemen“, nicht aber die Unterweisung in einem bestimmten Moralsystem zulässig ist. Mit Ausnahme des Wertesystems der Verfassung, versteht sich.

Womit sich dieser Ansatz am Ende widerlegt, sind seine Konsequenzen, die Heimann aber nicht selbst zieht. Er läuft hinaus auf die restlose Verstaatlichung aller religiösen Konflikte, um nicht zu sagen: auf ein bürokratisches Religionsregiment. Es entsteht das Bild einer multireligiösen Gesellschaft, die ihre Konflikte im völlig unpolitischen Modus von einer Verwaltung austragen lässt, die mit Hilfe abwägender Verfassungsauslegung allseits verträgliche Lösungen vorgibt. Das giftigt in der Kritik an den angeblich vordemokratischen Verträgen zwischen dem Staat und den Glaubensgemeinschaften, in denen so unterschiedliche Dinge geregelt sein können wie die Ausgestaltung Theologischer Fakultäten, Kirchenbaulasten oder die Mitwirkung im öffentlich-rechtlichen Rundfunk.

Solche Vereinbarungen haben, wie Julia Lutz-Bachmann jüngst in einer höchst lesenswerten Studie gezeigt hat, in der veränderten religiösen Landschaft nicht etwa ihre Berechtigung verloren, sondern ihre große Aufgabe vielleicht noch vor sich. Wem freilich die institutionelle Autonomie der Religion gegenüber dem Staat überhaupt verdächtig ist, wird nicht erkennen, dass gerade in jener organisierten Selbständigkeit die große Chance und Leistungsfähigkeit des deutschen Religionsverfassungsrechts liegt.

**Hans Markus Heimann: „Deutschland als multireligiöser Staat“. Eine Herausforderung.**

S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2016. 248 S., geb., 22,99 €.



Hässliche Camouflage: Die Kölner Nord-Süd-Fahrt wurde 1972 fertiggestellt, die künstlerische Intervention der Leuchtschrift auf dem Dach stammt von 2007. Foto Christian Werner

## Die Verschweigung des Lebens durch Keramik

Architektur für die Intensivstation: Markus Krajewski deutet die Verkachelung der deutschen Innenstädte

Die abwaschbaren Keramikfassaden der Nachkriegsmoderne in Deutschland geben der Kunstgeschichte seit langem Rätsel auf. Warum sehen diese geflieten und gekachelten Innenstädte häufig aus wie Schlachthäuser, Operationsäle, Metzgereien oder Badeanstalten? Woher rührt die Sterilität und der Waschwang, der sich in den Klinker-Riemchen-Rasterfassaden ausdrückt? Der Baseler Medienwissenschaftler Markus Krajewski hat eine Expedition in das Herz einer ästhetischen Finsternis unternommen, die vor aller Augen steht und dennoch meist übersehen wird.

Nach dem Feldgrau der Wehrmachtuniformen und den Erdfarben des Trümmerstaubs waren bunte keramische Oberflächen materialisierte Versprechen von Sauberkeit, Dauerhaftigkeit und Hygiene. Krajewski deutet sie psychologisch als „Trümmer zweiter Ordnung“, als Produkte aus dem Brennofen, die vor einem neuen Feuersturm schützen und das Kriegstrauma versiegeln sollten. Geographisch dienten sie zudem der Neumarkierung der ausradierten Städte. Wie ein cartesianisches Koordinatensystem überzogen die Feinstein-Platten die Fußböden der Wohn- und Badezimmer, kletterten die Fensterbänke hoch und stiegen draußen bis unter die Dächer.

Hinter diesem Raster entdeckt der Autor einen Kontrollzwang, alle Wahrnehmungspunkte der Oberfläche mess- und koordinierbar zu machen. Wie in der

Kartographie oder der Perspektiv-Maleirei sei das Raster der Fliesenengungen eine Art visuelles Stützgerüst; es sorge im Niemandsland der Trümmerwüsten für homogene Maßstäblichkeit und lasse Dinge adressierbar werden, aber zugleich unter flimmernden Tarn-Netzen verschwinden. Obendrein nivelliere die serielle Flachheit der Keramikplatten alle Baugattungen und formatiere die Menschen für den Übergang in die demokratische Staatsform.

Bei solchen Deutungen ist der Autor ganz in seinem medialen Metier und kann der stummen Materie mit feuilletonistischem Witz zu erstaunlicher Ausdruckskraft verhelfen. Aber wenn er historisch oder gar philosophisch werden möchte, schlägt sein medienwissenschaftlicher Anspruch auf universelle Deutungskompetenz in kenntnisfreie Besserwisserei um.

Über Kriegs- und Trümmererfahrungen urteilt er ohne Bezug auf die erschütternden Studien von W. G. Sebald oder Jörg Friedrich; die Kontinuitäten der Planungselite vom Nationalsozialismus bis zum Wiederaufbau resümiert er mit einem oberflächlichen Zitate-Potpourri aus den Standardwerken von Durth, Düwel und Gutschow.

Das folgenschwerste Fehlurteil rührt von der kritiklos übernommenen Lebenslüge der Nachkriegsplaner her, dass einzig die alliierten Bombardements die deutschen Städte ausradiert haben. In Wahrheit aber wurde beim Neuaufbau nachweislich mehr demoliert als im Luftkrieg. Gerade diesen bis zur Selbstauslö-

schung gehenden Waschwang der Deutschen hätte man gern erklärt bekommen und nicht allein die keramische Camouflage postum.

Vollends neben der Spur verläuft Krajewskis als „fundamentalontologisch“ bezeichneter Exkurs, in dem er alles mit allem zusammenbringt: die Kacheln in den Gaskammern, die Seelenhygiene der gelöschten Erinnerung, die entdekorierten, gerasterten Oberflächen mit ihrer antinarrativen Stummheit – und schließlich die Philosophie Martin Heideggers, die von „Sein und Zeit“ 1927 bis „Bauen, Wohnen, Denken“ 1951 rüde zusammengewürfelt wird. Heidegger habe infamerweise das „Schweigen als Sprache des Gewissens“ angesehen und die obdachlosen Menschen statt in Bunkern oder Nissenhütten in der „Sprache als Haus des Seins“ unterbringen wollen. Über Heideggers Verschrobenheiten und Irrtümer kann man ausgiebig streiten, aber sich über ihn lustig machen, nur damit Design-Kritik vornehmer klingt, das geht gar nicht.

Der Autor assoziiert weiter über die Kacheln als „Kreuze eines Gräberfeldes“, die eine „Serie der Trauer“, ja einen „in die Vertikale versetzten Friedhof“ ergeben. Aber damit hebt Krajewski seinen Skandalbefund schon wieder auf. Er erklärt die Kachelwüsten gleichsam zu einer Art urbanistischer Aktion Sühnezeichen und plädiert für ihre konservatorische Pflege. Damit steht er ganz im Trend der Faszination des Hässlichen, wie sie der absurde Denkmalspflege-Kultus der Nachkriegsmoderne derzeit feiert. Die etwas wahllos zusammengestellten,

aber eindrucksvoll niederschmetternden Farbfotos von Christian Werner zeigen schwer fassbare Stupiditäten meist aus dem geschundenen Köln, wo ganze Straßenzüge feinkeramisch versiegelt wurden. Doch während der Autor vorzugsweise über Bauten der fünfziger Jahre spricht, zeigt ein Großteil der Bildbeispiele gerade nicht die erstaunlich feingranen Schmuckkästchen dieser Zeit, die mit ihrem Leitmedium der Mosaik-Technik aus Bruchstücken ein neues Ganzes bilden wollten.

Anstelle des schüchternen architektonischen Aufbruchswillens der unmittelbaren Nachkriegsjahre machen sich im Buch die fettleibigen Quader aus der Wachstumsideologie und Wegwerfmentalität der sechziger Jahre mit ihren seelentötenden Lochfassaden breit, bei denen das muffige Schwitzwasser aus allen Gummidichtungen quillt. Weil somit die Diagnose der Bewältigung des Nachkriegs-Traumas mit den dargestellten Bildbeispielen um reichlich eine Dekade auseinanderklafft, wäre eine Rücküberweisung der Nachkriegs-Ikonographie aus der Medien- in die Kunstwissenschaft hilfreich. MICHAEL MÖNNINGER

**Markus Krajewski: „Bauformen des Wissens“. Über Fassaden des Nachkriegsarchitektur. Mit Fotografien von Christian Werner.** Alfred Kröner Verlag, Stuttgart 2016. 192 S., zahlr. Farbbabb., br., 19,90 €.



## Wenn's alltäglich wird, drückt er auf die Tube

Einstürze aller Art zwischen Pathos und Ironie: Christian Haller führt mit „Die verborgenen Ufer“ sein großes autobiographisches Erzählprojekt fort

Es gibt wenige Autoren, bei denen Stoff und Erzählung, Intention und Produktion so stark auseinanderlaufen wie bei Christian Haller, der mit dem neuen Buch ein gleiches Begehren obsessiv umkreist: Das immer fehlende Wort doch noch zu finden – jenes „Zauberwort“ der Romantik, das die Dinge durchströmt und ihnen ihr Leben zurückgibt. Es ist dies der utopische Anspruch eines identischen Satzes, der in keiner Differenz zu sich selbst erscheint und die Sache, der er sich hingibt, vollkommen umschließt. So wird die Zurücknahme der Entfremdung mit und durch Sprache zu einem literarischen Projekt, das auf der Erzählebene zur unabschließbaren Archäologie des eigenen Lebens werden muss.

Denn gleichviel, ob der Erzähler einen erfundenen Namen erhält wie „Im Park“ von 2008 oder als Ich-Erzähler direkt zu uns spricht, über eine Reflektionsfigur agiert er unmittelbar: Er ist immer das „Ich“ auf der Suche nach etwas, das es gibt, aber niemals im realen Moment. Dieses aporetische Ereignis ist der Motor für eine Dynamik des Erinnerns, die nur äußerlich linear strukturiert ist. Um hier Freud zu paraphrasieren: Der Erzähler ist nicht mehr Herr im eigenen Haus seiner Erzählung, sondern er wird erzählt über eine ästhetisch gut inszenierte, feine, bisweilen aber auch überinstrumentierte Rhetorik. Das heißt nichts anderes, als dass wir uns auf jene verstörenden Unterströme des Lesens einlassen müssen, die

auf der Oberfläche des Handlungsverlaufs, chronologisch geordnet und narrativ, scheinbar leicht verstanden werden können. Es ist die Syntaktik, die sich gegen die Semantik stellt, der schwankende Tonfall zwischen Pathos und Ironie, der hypotaktisch verschlungene Satzbau, der mitunter seine Aussage verliert und zum reinen Ton wird, zur Musik, die aus Sprache gemacht ist, es ist, anders gesagt, der Körper, der sich auflehnt und gegen das Gesetz des „großen Anderen“ stellt, das von außen wirksam ist und die Gesellschaft vertritt.

Und es ist auch der Lyriker Haller, der gegen den Erzähler optiert und ihm vielleicht nie so recht glaubt. Zwei Autoren erscheinen hier wie Paten dieser in sich selbst begründeten Prosa: Marcel Proust in seiner insistenter Beschreibung von sinnlichen Details und, was den psychologischen Entwicklungsroman anbetrifft, Karl Philipp Moritz, dessen „Anton Reiser“ durchaus in einer Verwandtschaft zum Ich-Erzähler steht, der immer dann offenbar wird, wenn der Erzählstrom über das Erzählte hinaus schwingt und einen Überschuss erzeugt, ein poetisches Zuviel.

„Die verborgenen Ufer“, das ist nicht nur ein schöner Titel, der zur Metapher des ganzen Textes wird, sie sind auch tatsächlich lesend erfahrbar durch die Art und Weise, wie erzählt wird. Das ist nicht der große epische Atem von Handlungs- und Entwicklungsprosa, es ist die feine Ästhetik von Satzbau und Klang, die im

sozialen Mikrokosmos einer Kleinstadtfamilie das Wesen einer Epoche freilegt. Und wäre der Erzähler nicht dadurch so stark, dass er einen unbewussten, selbst nicht mehr zu kontrollierenden inneren Ort sprachlich zugänglich macht, könnten wir gelegentlich auch gelangweilt werden. Denn was der Zeitfolge nach sehr genau beschrieben wird – und es läuft hauptsächlich immer darauf hinaus, wie der Er-

zähler zu einem Schriftsteller wurde –, ist Regionalerfahrung ohne gravierende Kanten und Brüche. Von Einstürzen der Art, wie sie als Exposition der Erzählung vorangestellt wurde, einmal ganz zu schweigen: „19. Juni, vier Uhr nachts, ein dumpfes Grollen. Ich schreie hoch. Die Hausmauern zittern. Ein Erdbeben! Brechende, reißende Mauern, dann ein dunkel plumpsender Ton, gefolgt von einem

hellen, spritzenden Rauschen, das in einem Regen fallender Tropfen erlischt. Stille. Sie schafft Gewissheit: Das Hochwasser hat einen Teil unseres Hauses weggerissen.“ Was hier hochdramatisch den Zusammenhalt eines Gebäudes bedroht, ist, zur Allegorie der Geschichte gebracht, inadäquat.

Immer wieder scheitert der Ich-Erzähler an sich selbst, das Schreiben gerät immer stärker in den Vordergrund einer Selbstbeobachtung und wird so zu einem Objekt, an dem sich die Entwicklung zur Persönlichkeit vollzieht. Die intrinsische Sicht und hohe Empfindsamkeit auch für kleine Unebenheiten und Risse bekommt damit etwas Vorläufiges, Prozessuales, denn andernfalls wären einige Erzählstränge schlichtweg zu banal, um mitgeteilt zu werden. Auch ironische Distanz tut der gelegentlichen Übersensualisierung recht gut.

Dass diese literarische Spiegelung des Ichs insgesamt doch gelingt, ohne allzu aufdringlich darauf hinzuweisen, dass sie natürlich auch ein sprachliches Spiel ist und Kohärenz nur erfindet, liegt an der symbolischen Kraft vieler Szenen und Bilder. Denn die zweite große Metapher für eine Verwerfung, wie sie das vom Fluss unterspülte Haus produziert, ist der Hirninfarkt Pippas, der Lebensgefährten des Autors: „Damals war ihr eine Körperhälfte durch eine Hirnblutung weggebrochen, abgesackt in eine lebenslange Lähmung, und auch an jenem, nun schon dreißig Jah-

re zurückliegenden Morgen hatte ich im ersten Moment nichts empfunden und einzig die Notwendigkeit verspürt, kühl und überlegt zu handeln.“ Wir kennen Pippa aus früheren Büchern und haben ihren Leidensgang respektive den ihres Freundes schon mitverfolgt. Fast etwas zwanghaft kehrt auch hier diese Szene zurück und wird zum Symbol der unerwarteten Wendung, dem Fall von allem ins Nichts.

Damit einher geht aber auch ein Wechsel des Stils. Die Sätze werden kurz, klar, schnell. Es scheint, als wollte der Erzähler immer dann das Tempo erhöhen, sobald er anekdotisch wird. Das sind die eher schwächeren Passagen, die benötigt werden, um dann die Zeit wieder zum Stillstand zu bringen, zum erlebten wahren Moment. In dieser Schwingungsvielfalt liegt die ganze Qualität dieser Prosa, die tiefer lotet, als es so manches Mal den Anschein hat. In diesem literarischen Werk des „Ich bin, weil ich war“ kann es keinen letzten Satz geben. Dank des großen Schweizer Autors Christian Haller ist er auch unvorstellbar. KURT DRAWERT



**Christian Haller: „Die verborgenen Ufer“. Roman.**

Luchterhand Literaturverlag, München 2015. 256 S., geb., 19,99 €.



Der Lyriker fordert den Erzähler: Christian Haller.

Foto Peter Pitsch